echo der arbeit 22



© ThyssenKrupp Corporate Archives

VERLAGSPOSTAMT OBERHAUSEN/RHEINLAND
NUR FÜR BETRIEBSANGEHÖRIGE · DEZEMBER 1959

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen AG
Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger
Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Rainer Bockhorst
Oberhausen (Rhld.), Essener Straße 66
Telefon: 24691 — Nebenstellen 2347 und 4267

ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift der Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Die Zustellung erfolgt kostenlos.

Herstellung: Vereinigte Verlagsanstalten Oberhausen (Rhld.) + Düsseldorf
Klischees: Vignold, Essen

Beiträge, die mit dem Namen des Verfassers gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors und nicht unbedingt die der Redaktion dar.

AUS DEM INHALT:

Ruhrgebiet - Porträt ohne Pathos

Der Tagesablauf eines Hüttenwerkers

Sprachrohr der Belegschaft

Unsere Ideenkiste

Auch der Arzt ist nur ein Mensch

Der Scheck, das Geld des bargeldlosen Zahlungsverkehrs

Oberhausener Institut — eine Brücke zwischen der Welt der Arbeit und des Geistes

27 HOAG-Lehrlinge bei den Besten

HOAG-Chronik

Gute Vorsätze für 1960

ZU UNSEREM TITELBILD: Die Nächte an der Ruhr werden nie ganz dunkel, denn allenthalben über dem nächtlichen Land brodelt der dunkelrote Feuerschein des flüssigen Eisens. Das gespenstische Licht flackert Nacht für Nacht auch über den Dächern von Oberhausen und leuchtet wider von blankgefahrenen Straßenbahnschienen und vom feuchten Pflaster.

Die flammenden Nächte über unserer Stadt rief Generaldirektor Dr. Hermann Reusch allen Zuhörern ins Bewußtsein, als er anläßlich der Einweihung des Hochofens A sagte: „Ob der Himmel über Oberhausen vom roten Feuerschein widerstrahlt oder nicht, das ist und bleibt unser gemeinsames Schicksal in guten und schlechten Tagen."

Das Bild unseres Stahlwerkes ist in solch einer feurigen Nacht entstanden. Es gehört zu den eindrucksvollsten Aufnahmen in dem Buch „Ruhrgebiet — Porträt ohne Pathos", das wir im Innern des vorliegenden Heftes vorstellen möchten.

HOAG-Vorstand wurde erweitert

Wie schon in der vorigen Ausgabe berichtet, wurde durch die außerordentliche Hauptversammlung der Bergbau-AG Neue Hoffnung die Umwandlung dieser Gesellschaft auf die Hüttenwerk Oberhausen AG beschlossen. Damit sind die bei der Entflechtung des GHH-Bereiches auseinandergerissenen Oberhausener Hütten- und Bergbaubetriebe wieder zu einem einheitlichen Unternehmen vereinigt. In diesem Zusammenhang faßte der Aufsichtsrat der Hüttenwerk Oberhausen AG den Beschluß, den Vorstand der HOAG zu erweitern. Der Vorstand besteht danach aus den Herren Rudolf Graef, Klaus Haniel, Herbert Heinz, Otto August Siering, Karl Strohmenger und Walter Wille. Über die Ergänzung des Aufsichtsrats wird die ordentliche Hauptversammlung am 28. Januar 1960 beschließen. Nachstehend veröffentlichen wir die Fotos und einen kurzen Abriß des beruflichen Werdegangs der früheren Vorstandsmitglieder der Neuen Hoffnung, durch die der HOAG-Vorstand erweitert wurde.



Bergassessor a. D. Klaus Haniel, Jahrgang 1916, entstammt einer der bekanntesten Gründerfamilien des Reviers. In München, wo er das Wilhelm-Gymnasium besuchte, legte er 1935 das Abiturienten-Examen ab. Von 1936 bis 1946 aktiver Wehrdienst, Kriegseinsatz und -gefangenschaft. Anschließend Studium in Aachen und Berlin, danach Referendar beim Oberbergamt Dortmund. 1948 Assessor-Examen beim OBA Dortmund. Von 1949 bis 1951 war Klaus Haniel mit der Leitung des baden-württembergischen Doggererzbergbaus der Gutehoffnungshütte AG (Grube Karl, Faber du Faur-Stolln, Karl-Egons-Bergwerk) betraut. Bevor er am 1. 11. 1952 Betriebsdirektor der Zeche Franz Haniel wurde, war er mit der Leitung des Ausbaus dieser Zeche beauftragt. Seit dem 30. 11. 1955 ist Klaus Haniel Bergwerksdirektor und seit Januar 1958 ordentliches Vorstandsmitglied der Bergbau-AG Neue Hoffnung. Zugleich ist Klaus Haniel Mitglied in vielen Gremien, Ausschüssen und Arbeitskreisen des Bergbaus; ferner ist er Aufsichtsratsvorsitzer der Bergbau- und Industrie AG Neumühl und Mitglied des Aufsichtsrats der Gutehoffnungshütte Aktienverein, der Gutehoffnungshütte Sterkrade AG, der Rheinpreußen AG, Homberg, der Zahnräderfabrik Renk, Augsburg sowie Mitglied des Ausschusses der Franz Haniel & Cie. GmbH.



Direktor Herbert Heinz ist 1903 in Lothringen geboren. Er begann seine kaufmännische Laufbahn in der lothringischen Eisen- und Stahlindustrie, um sie in Oberhausen beim Bergbau der Gutehoffnungshütte fortzusetzen. Zwischenzeitlich war er mehrere Jahre im Bankfach, in der eisenverarbeitenden Industrie und im Ferngasleitungsbau tätig; 1931 kehrte er zum Bergbau der GHH zurück. 1940 erhielt er Handlungsvollmacht, zwei Jahre später wurde er Prokurist, 1948 Direktor und 1952 in den Vorstand der aus dem GHH-Bereich ausgegliederten Bergbau-AG Neue Hoffnung berufen. Herbert Heinz ist in vielen Gremien, Ausschüssen und Beiräten der Ruhrkohlen-Verkaufsgesellschaften und des Unternehmensverbandes Ruhrbergbau sowie in anderen Gemeinschaftsorganisationen tätig. Außerdem ist er Aufsichtsratsmitglied der Ruhrchemie AG sowie der Vereinigung für Teererzeugnisse und einer Wohnungsgesellschaft.



Direktor Walter Wille — 1904 in Witten-Annen geboren — besuchte die Mittelschule und kam, nachdem sein Vater gefallen war, ins Kriegswaisenhaus. Nach einer Handwerkerlehre mit anschließender Gesellenprüfung ist er seit 1922 im Bergbau tätig. Er besuchte die Bergschule, einschließlich der Oberklasse. Beruflich bildete er sich weiter durch Besuch der Staatlichen Fachschule für Wirtschaft und Verwaltung in Berlin sowie einer kaufmännischen Privatschule. Von 1939 bis 1942 leistete er als Soldat Kriegsdienst. Sein bergbaulicher Werdegang: Aufsichtshauer, Fahrhauer, Grubensteiger, Reviersteiger, Fahrsteiger. Seit 1952 ist Walter Wille als Arbeitsdirektor Vorstandsmitglied der Bergbau-AG Neue Hoffnung. Ferner ist er Mitglied des Aufsichtsrats der Gemeinnützigen Wohnungsgenossenschaft Oberhausen-Sterkrade sowie mehrerer Ausschüsse.

thyssenkrupp Corporate Archives

RUHRGEBIET-



Porträt ohne Pathos

Vor einiger Zeit entbrannte in der Öffentlichkeit ein lebhafter Meinungsstreit um den Ruhrgebiets-Bildband des Fotografen Chargesheimer, zu dem der Schriftsteller Heinrich Böll den Text schrieb. Die Verfasser mußten sich sagen lassen, ein allzu düsteres, ja geradezu schauerliches Gesamtbild des Reviers geschaffen zu haben. Nun ist eine Gegendarstellung erschienen, sozusagen ein Anti-Chargesheimer. „Ruhrgebiet — Porträt ohne Pathos" ist der Titel dieses Bild-Text-Werkes. Bildjournalist Fritz Fenzl schuf die Fotos, während Helmuth de Haas, Bastian Müller, H.-H. Kuhnke, Albert Schulze-Vellinghausen, Theo Steinberg und K. H. Tietzsch die Texte lieferten. Auch Fenzl ist „subjektiver" Fotograf. Seine Bilder sind „ungeschönt". Er verniedlicht nicht und macht aus der Arbeitslandschaft des Reviers keine Idylle — macht aber auch nichts häßlicher. Dabei ist Fenzl in seiner fotografischen Aussagekraft ebenso hart wie Chargesheimer, aber seine Bildmotive verraten mehr menschliche Anteilnahme. Fotos und Text dieser Seiten sind dem erwähnten Bildband entnommen.



Heute wohnen weit über fünf Millionen Menschen an der Ruhr, viel mehr Menschen als zur Zeit des Neandertalers die ganze bewohnbare Erde durchstreiften. Von ihnen arbeiten nahezu 450000 im Bergbau. Und das heißt: Menschen fahren unter Tage, dreihundert, sechshundert, neunhundert, mehr als tausend Meter tief. Die Montanindustrie arbeitet im Verbund. Das heißt: Austausch von Wärme gleich Kraft — zwischen Zeche, Kokerei, Hütte, Stahlwerk und Walzenstraße. In der Wärme des erschmolzenen Erzes geht das Eisen seinen Weg, bis ins moderne Walzwerk. Nur noch ein Knirschen der glühenden Bramme ist da zu Beginn des Weges. Elektronisch gesteuert, beobachtet nur von signalprüfenden Männern auf gläserner Bühne, gleitet der Block von Walze zu Walze, in immer menschenleerer werdenden Hallen, formt sich der Stahl zu endlosen Stäben, zu Schienen und Bändern, zu Blechen, zehntelmillimetergenau. Der Hauer im Streb, der Mann auf der vollautomatischen Steuerbühne — sie sind die beiden Pole des tätigen Reviers; sie sind von gleicher Art.

Als es im alten Revier mit der Rasenerzverhüttung begann, als sich die ersten Fortschritte durch das Puddeln des Eisens einstellten, da gingen in den Pütt und die Hütte die Söhne der Bauern, deren Felder unter den Halden der Berge und Schlacken verschwanden. Sie behielten ihre Kuh, ihr Schwein. Kartoffeln und Kraut wurden weiter gebaut. Wenn auch mancher Acker, manche Wiese im Sumpf der Bergsenkungen verschwand, es blieb Platz genug für die Kötter und ihre Ziegen. Bäuerlich waren Sprache und Gehabe im Grenzland zwischen Franken und Westfalen. Aber dann kamen die

◀ Die volkreichsten Badeanstalten des Ruhrreviers sind die Kanäle. — Bild oben: Oberhausen bei Nacht.



siebziger Jahre. Wichtiger als die Siegesfeier in Versailles war das Thomasverfahren.

Dahinter aber steckt eine Entwicklung, die des Ruhrmenschen selbst! Als der Sturm des Eisenfrischens im Thomaswerk begann — als es hieß: Mehr Kohle und Massenstahl! — wurde das Revier zur großen Menschenfalle. Die Söhne der Bauern von Emscher und Lippe reichten nicht aus, die Kohle zu fördern, den Abstich der Öfen zu meistern. Es sprach sich herum: An der Ruhr werden Arbeiter gesucht. Und sie kamen. Aus dem Bergischen Land zuerst, aus der Eifel, aus dem Siegerland, wo man seit Jahrhunderten Erze schmolz im Holzkohlenfeuer. Die Zugewanderten gehörten bald zu den Besten an den Hochöfen. Wer nichts vom Eisen verstand, wurde angesetzt an der Kohle. Und es kamen Männer von der Nahe, aus Württemberg, Bayern und Thüringen; gelockt von Werbern, wie man heute sagt. Sie kamen als Wanderer, Einwanderer, in ein ihnen fremdes Land.

Zwar wurde für die Zuwanderer aus deutschen Landschaften an der Ruhr eine verständliche Sprache gesprochen, aber für den Häuslersohn aus dem Bayerischen Wald war das Leben zwischen Kohle, Schlafstelle und Schnapsbude vorm Zechentor fremd; fremd wie der Wilde Westen.

Oft wird die Entwicklungszeit der Ruhr mit Amerika verglichen. Und sie spielte sich im Revier ja auch ganz ähnlich ab. Bald kamen die Einwanderer aus anderen Sprachgebieten. Die Werber gingen nach Osten, holten Pommern, Ostpreußen, Masuren, Oberschlesier, Polen. Es kamen Tschechen, Jugoslawen, Italiener. Es kamen Holländer und Iren. Aber der Osten dominierte. Im letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende begann man auf den Zechen die Warnschilder zweisprachig zu schreiben: deutsch und polnisch.

Kumpel Franczek war da und wurde zur revierheimischen Figur, die sich zu dem eingeborenen Schulte-Wuttekamp gesellte. Wie viele Einwanderer es gab, besonders aus dem Osten, weiß heute niemand genau. Die Franczeks waren treue, fromme und lustige Brüder. Sie ließen ihre Bräute nachkommen, aus Deutsch- oder Russisch-Polen, und die polnischen Pfarrer folgten ihnen, sie sprachen ihre Sprache für eine Generation, rupften ihre Gänse und tanzten ihren Krakowiak. Ihre Söhne legten auf der gleichen Zeche an und wurden schon Reviersteiger. In der zweiten Generation konnte es sein, daß aus einem Jan Novowiszcz ein Hans Neuhoff wurde, der die Tochter von Schulte-Wuttekamp heiratete. Die dritte Generation der Franczeks aber weiß nur noch, daß sie aus Gelsenkirchen ist, aus Bottrop oder Rauxel.



Zum Porträt des Ruhrgebiets gehört auch das Porträt des arbeitenden Menschen. Hier das Gesicht eines Bergmanns.

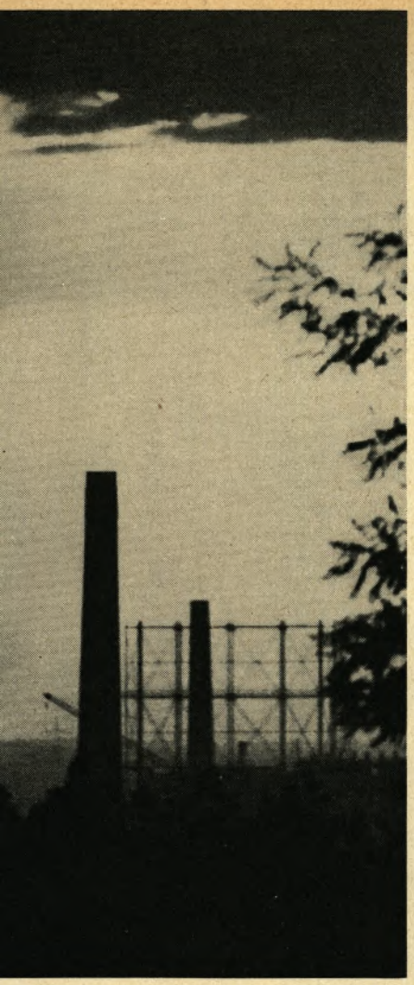


Angeln ist im Revier als Ausgleich zu der schweren Arbeit sehr beliebt. Bild: Unter der Carl-Lehr-Brücke in Duisburg.





Industrie und Wohnungen rücken überall dicht aneinander, sie haben Tuchfühlung wie hier in Oberhausen. ▶





Das sind große Tage in den Kolonien und Wohnsiedlungen, wenn überall die Taubenväter auf ihre heimkehrenden Lieblinge warten. ▲

◀ Der Abend senkt sich über das Land an der Ruhr. Eine solche Dämmerung könnte in jeder Stadt des Reviers fotografiert werden.

»Rhapsodie in Grau« heißt in dem Ruhrgebietsbuch die Unterschrift zu diesem Foto, das in irgendeiner Kolonie im Revier entstanden ist. ▶

▼ Tausende lassen sich an jedem Wochenende von »König Fußball« begeistern. Bild: Blick in eine Zuschauerkulisse in Dortmund.





Ein Schmelztiegel der Menschen aus Ost und West war die Ruhr, doch „Amerika" war sie nicht.

Jenseits von Emscher und Lippe gab es keine Indianer, denen man Land rauben konnte, war keine weite Prärie mit Büffelherden, da wohnten die Westfalen, die seßhaftesten Bauern des Kontinents, deren eichenumstandenen Höfe Festungen glichen. Der Bauernsohn Franczek aus Galizien hatte keine Chance, dort einen Morgen Land zu erwerben. So blieb allen, die ins Revier kamen, nur das Aushalten vor der Kohle und vor den Feuern.

So begann, nicht nur durch die wildwuchernden Siedlungen ohne Grenze und Maß, die Verstädterung all derer, die als Überzählige dem flachen Land entflohen.

Äußerlich wuchsen die alten und neuen Städte des Reviers zu einer formlosen Fünf-Millionen-Vorstadt zusammen, in der — von außen gesehen — vieles proletarische Züge trug. Aber in den Mietskasernen, den verrußten Arbeiterkolonien, hielt sich über die erste und zweite Generation der Einwanderer eine Reserve an Kraft und Wissen: Man war hergekommen, um ein besseres Leben zu führen. Der erste Sonntagsanzug des Franczek war ein entscheidendes Erlebnis, das ihn davor bewahrte, ein Prolet zu werden. Die Söhne des Franczek hatten zahlreiche Nachkommenschaft, züchteten Tauben und saßen Feierabend für Feierabend und besonders an den großen Reisetagen dieser „Rennpferde des Bergmanns" unter dem Taubenschlag. Das war stärker als alle politische Werbung. Was der Kampf um die Zahl der Arbeitsstunden, den besseren Lohn, den bezahlten Urlaub, die Versicherung und Sicherung brachte, das wurde wirklich sehr begrüßt. Man zahlte seinen Groschen für die Gewerkschaft und stand dazu. Aber nirgendwo im Revier ließ der Kumpel sich radikalisieren, auf die Straße schicken zu Demonstrationen gewaltsamer Art. Sie wußten, was los war, unter Tage, vor den Hochöfen. Sie wußten, nur mit Bedacht ließ sich etwas zum Besseren wandeln...

Noch hält der Zuwandererstrom an. Besonders stark war er in der ersten Zeit nach 1948. So gab und gibt es weiter neue Gesichter im Revier. Die Neuen sprechen noch mitteldeutsche oder ostdeutsche Idiome, haben noch ihr auffälliges Gebaren. Aber die Mehrzahl, die an der Ruhr in der zweiten und dritten Generation geboren ist, wurde geformt von erreichten Zielen. Das gibt ihnen eine bürgerliche Tendenz mit kleinbürgerlichen Wunschträumen, mit der Wohnküche und der kalten Pracht der guten Stube. Das Prestige beherrscht sie, die Sucht zu besitzen, was der Nachbar hat: Kühlschrank, Fernsehgerät, Waschautomat. Die Enkel einer zwölfköpfigen Familie leisten sich nur noch ein Kind.

◀ Ihre Probleme lösen die Menschen an der Ruhr am liebsten beim Glas Bier in einer der vielen »Kneipen«.

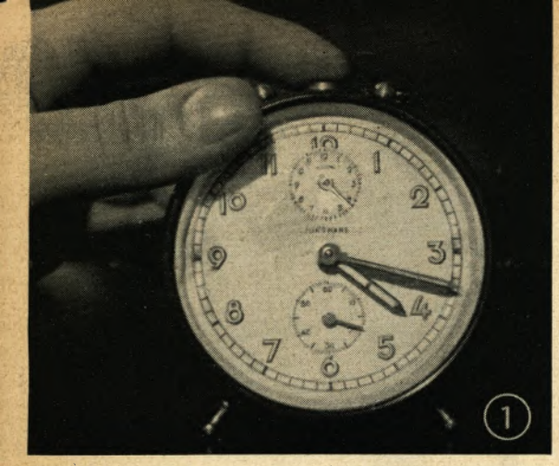
Die Ruhrmenschen, aus einem vielfältigen Einwanderergemisch geworden, haben zumindest eine Tradition: nach Herkunft und Nation nicht zu fragen. Hier gilt nur, wie einer fertig wird mit dem Leben zwischen der Zeche, der Hütte, dem Werk und der Sehnsucht, eines Tages, am Feierabend, Herr seiner selbst zu sein.

Ist es nur erst Sehnsucht? Einst wurden Siedlungen auf den Feldern unweit der Zeche oder Hütte „Neue Heimat" genannt; das war lockendes Angebot, war jedoch auch Spekulation. Jetzt aber ist man daheim im Revier, hat seine Wohnung, seinen Lokalstolz, seinen Klub, seinen Verein. Das ist nicht pure Männersache im Ruhrgebiet. Man geht zusammen ins Kino, trinkt in der Stammwirtschaft mit der Frau und der erwachsenen Tochter sein Bier. Der gemischte Kegelklub ist so beliebt wie das „Damen-Kegeln" am Dienstag. Im übrigen will man vor allem den Samstag und Sonntag genießen. Möglichst außerhalb der Städte, draußen im Grünen, rings um das Revier ist Landschaft genug. Sie beginnt im grünen „sanierten" Tal des Ruhrflusses, der mit seiner siebenstufigen Treppe künstlich gestauter Seen zu einer der schönsten Flußlandschaften Europas wurde. Dieser Fluß lebt von dem wasserwirtschaftlich gehegten und gepflegten Sauerland, mit seinen Talsperren, Waldbergen und Wiesentälern. Hier sind die Quellen geschützt, die Landschaft ist sinnvoll geplant und vor dem Verderben bewahrt, weil sonst Industrie und Mensch an der Ruhr verdursten würden. Dorthin also strebt man...

Im Herbst, im Winter, im Frühling aber gehört der Sonntagnachmittag dem populären Sport dieses Zeitalters. Es gibt kaum eine Stadt ohne Oberligaverein. Man sagt, daß Fußball an der Ruhr ein Mythos ist. Wenn der FC Schalke 04 oder Rot-Weiß Essen oder Borussia Dortmund spielen, muß man einfach dabeigewesen sein. Da geht es nicht um Massenpalaver und Massenlärm, sondern es stehen viel mehr Ansehen und Ruf jener Welt auf dem Spiel, die allen zur Heimat wurde. Hier vielleicht wird am deutlichsten sichtbar, daß man einbezogen ist, daß man dazugehört. Nicht nur zu jenem Stadtteil, nach dem die Mannschaft sich nennt, nein, zu jenem Versuchsfeld „Ruhrgebiet", das nach dem gewaltsamen Anfang mit der Vorherrschaft von Zeche und Hütte heute endlich im großen Stil sich zivilisiert.

Was den früheren Einwanderern eine riesige Menschenfalle schien, hat sich inzwischen weltoffen gezeigt. Die Intelligenz ist Herr der einstmals dumpfen Ergebenheit geworden. Das ist für die junge Generation, die an der Ruhr geboren ist, längst selbstverständlich. Ihr Blick ist frei für die Wirklichkeit.

Archiv Ruhr Comp



Der Tag eines Hüttenwerkers beginnt wie jeder andere am Morgen, nur wird er, je nach Schicht, mit Arbeit, Freizeit oder Schlafen eingeleitet. Hier wird ein Frühschichttag beschrieben. Beginn: siehe Bild!

Mein Arbeitsplatz ist der Ofen 8 auf der Eisenhütte I. Hier bin ich erster Mann, und hier verbringe ich acht Stunden vom „Tage eines Hüttenwerkers". Ich kann wohl sagen, daß mir die Arbeit am Ofen „liegt".

Die Straßenbahn, die mich zur Arbeit bringt, fährt schon morgens um 5.00 Uhr. Das ist zwar sehr früh, aber mit der Zeit hat man sich daran gewöhnt. In der warmen Jahreszeit fahre ich wieder mit dem Rad.





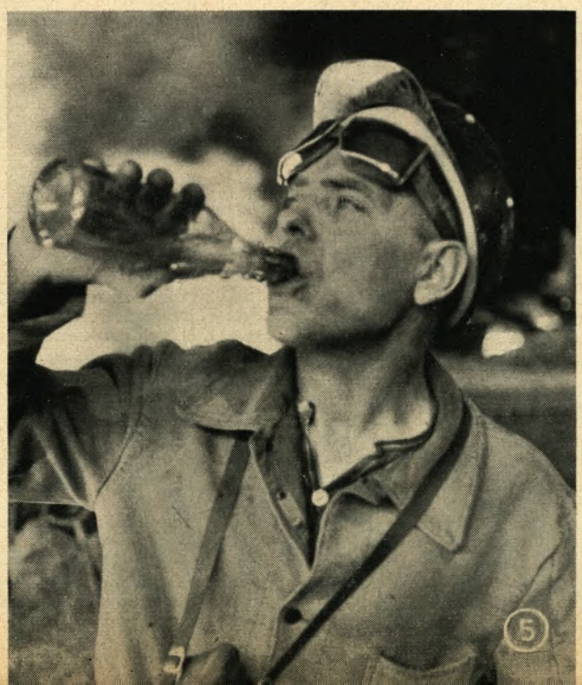
Der Tagesablauf eines Hüttenwerkers

Von ihm selbst erzählt

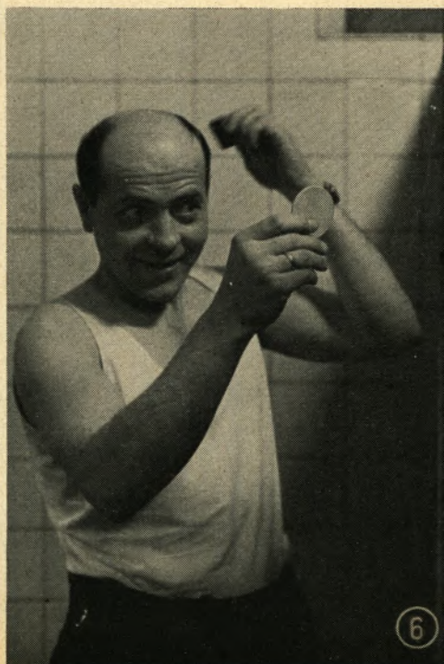
Mein Name ist Sip – Josef Sip, erster Mann am Ofen 8 auf EO I; damit wäre ich als Hüttenwerker legitimiert und könnte eigentlich mit meinem Bericht beginnen. Aber ich will doch vorher noch etwas mehr von mir erzählen, denn mit einem Josef Sip können die wenigsten etwas anfangen. Ebensogut könnte ich Gottlieb Schulze oder Heinrich Meier heißen. – Die Männer der Familie Sip sind schon in der dritten Generation Hüttenwerker, mein Vater war wie ich erster Mann auf EO und mein Großvater hat auf der Möllerung gearbeitet. Ich selbst bin jetzt auch schon wieder 10 Jahre bei der HOAG. Meine Wohnung habe ich in der Werkssiedlung in Mülheim-Dümpten. Und natürlich bin ich verheiratet und habe Kinder, sonst wäre ich wohl für die Werkzeitschrift nicht „interessant". – Doch nun zum „Tagesablauf eines Hüttenwerkers".



Mein Weg zur Arbeitsstelle führt mich durch Tor 5, und hier muß ich immer an zweierlei denken: Erstens bewundere ich die Pförtner, die von den Hunderten, täglich an ihnen vorüberströmenden Mitarbeitern so viele kennen und sogar freundlich grüßen; und zweitens denke ich: Hoffentlich kannst du gesund durchs Tor wieder hinausgehen!



Hier kann man mich sehen, während ich einen langen Zug aus der Flasche mache. Wenn man einen Hochofenabstich glücklich hinter sich hat, dann ist meist das nächste der Griff nach der Sprudelflasche, denn der Körper hat in der Hitze des ausströmenden Eisens jeden Tropfen Wasser ausgeschwitzt. Solch ein Durst ist unbeschreiblich!





Wenn der Vater nach Hause kommt, dann ist die Freude immer riesengroß, das wird wohl in fast allen Familien so sein. Der Kleine, der mir hier entgegenläuft, heißt Helmut. Wenn er mich durchs Schlafzimmerfenster von der Straßenbahn kommen sieht, muß Mutti ihm alle Türen öffnen, damit er losrennen kann.



Das ist der schönste Augenblick des Tages, wenn man die Arbeit endgültig hinter sich hat und man in die schön bequemen, ausgelatschten Hausschuhe schlüpfen kann, in denen man sich so wohlfühlt wie in keinem anderen Schuh. Dies ist für mich immer der Augenblick zwischen dem „Muß" der Arbeitszeit und dem „Jetzt-kannst-du-tun-und-lassen-was-du-willst" der Freizeit.

Hier ist einmal die ganze Familie versammelt. Ich persönlich finde es immer besonders schön, wenn wir alle zusammen Mittag essen können. Läßt es sich irgendwie einrichten, dann tun wir das auch, ganz gleich welche Schicht ich gerade habe. Hier gab es gerade Kohlrouladen zu essen, für mich etwas ganz Besonderes!





In meinem Tagesablauf haben meine beiden Söhne ebenfalls ihren festen Platz; ich widme ihnen sehr viel Zeit, weil ich der Überzeugung bin, daß Kinder auch ihren Vater nötig brauchen. Hier habe ich mir gerade unseren Hans-Hermann „vorgeknöpft". Er ist Ostern in die Schule gekommen und muß mir oder meiner Frau seine Schulaufgaben zeigen. Aber das Spiel kommt nicht zu kurz bei mir.



Der Jüngere ist augenblicklich in dem Alter, da er den Vater dauernd für sich mit Beschlag belegen möchte. Am liebsten möchte Helmut auch noch mit zur Schicht gehen. Dieses Bild ist im Herbst entstanden, als die Sonne schön warm schien und der Kleine noch im Sandkasten spielen konnte. Wenn es kalt ist, gehen wir nur ein Stückchen spazieren, damit wir wenigstens etwas an die frische Luft kommen.



Nach dem Essen lege ich mich meistens einen Augenblick in die Waagerechte und mache meine Augen zu. Ich denke dann gewöhnlich an gar nichts. Solch eine Ruhepause brauche ich, um völlig von der Spannung und Anstrengung der Arbeit loszukommen. Wenn ich dann noch Lust habe, nehme ich ein Buch und lese.



Ja, eigentlich wirkt das Bild wohl ein wenig lächerlich, denn viel zu kämmen gibt es auf meinem Scheitel nicht mehr. Aber schließlich kann man mit 36 Jahren die paar Härchen, die von einem vollen Haarschopf übrig geblieben sind, nicht stiefmütterlich behandeln, sonst hat man bald gar keine mehr.

Jeder hat irgend etwas, womit er seine Freizeit ausfüllt; meine Freizeitleidenschaften sind gute Bücher und Schallplatten, und noch mal Schallplatten. Abends höre ich oft und gern etwas Musik und ich bin sehr glücklich darüber, daß meine Frau ebenfalls für gute Musik zu begeistern ist. So lauschen wir beide gemeinsam.

thyssenkrupp Corporate Archive

Sprachrohr der Belegschaft

Hüttenwerker stellten sich vor

Unter der Überschrift „Hüttenwerker stellten sich vor" veröffentlichten Sie einige Aufnahmen unserer im Werk beschäftigten Künstler-Amateure. Ich bin erstaunt über so viele Talente und freue mich sehr, daß es auch bei unserer Belegschaft Menschen gibt, die durch ihr „Freizeithobby" andere Menschen in so köstlicher Weise unterhalten. Trotzdem kann ich nicht unterlassen, unseren „Elvis", sprich Horst Händler, ein wenig anzugreifen.

Die beiden Aufnahmen stoßen nach meiner Meinung ab. Sein Haarschnitt ist alles andere als schön, und die Figur, die er abgibt, während er singt, hat doch mit Vernunft nichts mehr zu tun. Müssen uns denn immer wieder diese fremdländischen Rhythmen vorgesetzt werden? Ein vernünftig denkender Mensch sieht sich solchen Kitsch bestimmt nicht an. Mögen solche Figuren in ihrer Gesellschaft solche Dinge singen, aber doch uns damit verschonen!

Seien Sie mir bitte nicht böse, aber ich kann so etwas nicht ausstehen. Es ist schon genug, daß wir uns in jedem Lokal durch die Groschenplattenspieler dieses Topfdeckelgeklapper anhören müssen. Gibt es nicht genug deutsche Musik, die wir spielen können?

W. B., Abteilung Verkehr

Zum Thema: Fristlos entlassen

Fristlos entlassen zu werden, bedeutet für einen Familienvater sehr viel. Der Betroffene hat sich — soviel ich weiß — nach dem Unfall noch zwei Tage im Zimmer eingesperrt und mit Selbstmordgedanken herumgeschlagen.

Wie in dem Bericht über den Vorgang am Kollergang zu lesen war, hat der Mann deshalb die Maschine in Gang gesetzt, weil er die Fettspritze neben dem Fundament liegen sehen hat und daher der Annahme war, die Arbeit des Schmierers sei bereits beendet.

Nun gut. Bitte eine Frage: War am Schalthebel ein Warnschild angebracht: „Nicht schalten, hier wird gearbeitet?" Ja oder nein? Wenn ja, dann trägt der Mann selbstverständlich die Schuld. Wenn aber nein, dann liegt die Schuld anderweitig, worüber ich schweigen will. Ich glaube, die Vorschrift, daß ein Warnschild an der Schaltung eines Kranes oder einer anderen Maschine angebracht werden muß, sobald daran gearbeitet wird, steht auch in den Unfallverhütungsvorschriften. Oder irre ich? Hätte ein Warnschild vor der Schaltung gehangen, hätte der betroffene K. die Finger davon gelassen. Daß mündliche Verabredungen nichts nützen, das sieht man doch hier deutlich.

Nun, vielleicht findet sich für den Mann wenigstens ein anderer Arbeitsplatz im Werk. Seien wir etwas menschlicher als sonst! Wir sind allzumal nicht ohne Fehler.

F. K., Pensionär

Anm. d. Red.: Der Einsender K. fragt an, ob am Schalter des Kollergangs ein Warnschild angebracht war, „Nicht schalten, es wird gearbeitet". Die Abteilung Arbeitsschutz antwortet darauf wie folgt:

Nein, ein solches Schild war nicht vorhanden. Es ist auch für solche übersichtlichen Anlagen wie Kollergänge nicht vorgeschrieben. Derartige Schilder werden, wie der Einsender bereits richtig angab, nur dort angebracht, wo man die Gesamtanlage nicht übersehen kann, wie z. B. auf Kranen oder in elektrischen Schaltanlagen. Sicherlich hätte der Schmierer neben der mündlichen Absprache mit dem Kollergangsfahrer zusätzlich ein solches Schildchen an den Schalter anhängen können. Aber hierdurch wäre der Unfall nicht vermieden worden, weil der Kollergangsfahrer mit abgewandtem Gesicht und mit der Hand um den Ständer des Kollergangs greifend, den Schalter betätigte. Er hätte bei dieser unkorrekten Schaltung das angebrachte Schild nicht bemerken können.

Der Kollergangsfahrer selbst hat eingesehen, daß er durch die Nichtbeachtung der notwendigen Sorgfalt seinen Kollegen in schwere Gefahr gebracht hatte. Durch sein Verhalten wäre bei etwas weniger Glück hier ein Menschenleben vernichtet worden.

Im Interesse der Sicherheit aller Arbeitskollegen mußte deshalb dieser Fall so ernst genommen werden. Im übrigen wurde der Kollergangsfahrer wegen seiner sonst guten betrieblichen Beurteilung durch Fürsprache des Werkes vom Arbeitsamt sofort auf einen anderen Arbeitsplatz vermittelt, so daß eine Arbeitsunterbrechung nicht eingetreten ist.

Piepenhein und Wottelbuck

Sehr erfreut war ich über die Erwiderung des Kollegen F. K. vom Werk Gelsenkirchen, der sich gegen die in Heft 16 gemachten Lobhudeleien betreffs „Piepenhein und Wottelbuck" wendet. Gleich nach dem ersten Auftreten von „Piepenhein und Wottelbuck" wollte ich schon gegen solches geist- und sinnlose Zeug protestieren, habe es dann aber schließlich unterlassen, um nicht in den Verruf eines Moralpredigers zu kommen. Die Redeweise der beiden ist in der Tat eine Verächtlichmachung unserer schönen deutschen Sprache. Der Abdruck, zumal das „echo der arbeit" nicht nur von Werksangehörigen gelesen wird, sollte doch besser unterbleiben. Es gibt schließlich auch feinfühlige, ein gutes Deutsch sprechende HOAG-Mitarbeiter.

Hermann Rathmer, Versuchsanstalt

*

Ich möchte mit meinem Brief zu der Kritik des Gelsenkirchener Kollegen an Piepenhein und Wottelbuck (echo der arbeit, Ausgabe 18) Stellung nehmen. Daß diese beiden Typen sich mundartlich und nicht im Schriftdeutsch unterhalten müssen, das ist doch selbstverständlich. Zugegeben, das Ruhrkumpel-Deutsch klingt nicht so rein wie das Münsterländische, aber man kommt doch nicht daran vorbei, daß es gesprochen wird, und so können die beiden eben keine anderen Worte gebrauchen. Denn in den Betrieben wird doch so oder wenigstens so ähnlich gesprochen. In keiner Werkstatt wird zu hören sein: „Gib mir bitte einmal Feuer!" sondern da heißt es: „Gipp ma ehm Feuer!"

Ich bin 1894 in Sterkrade geboren und spreche mein Sterkrader heute noch. Trotzdem verstehe ich Thomas Mann zu lesen und Goethe. Ich habe mich über die Meinung des Lesers zu Piepenhein und Wottelbuck nicht gerade gefreut, denn ich finde es — von der heimatlichen Warte aus gesehen — einfach wunderbar, daß die Leute an der Ruhr so und nicht anders sprechen und es ihnen keiner so leicht nachmachen kann. Ich habe daher einmal riskiert, Piepenhein und Wottelbuck zu dieser Angelegenheit selbst zu Wort kommen zu lassen.

Sollten Sie das verwenden können, würde ich mich freuen. Wenn der Zungenschlag der beiden Typen von mir nicht richtig getroffen ist, dann in den Papierkorb damit und nur freundliche Grüße an Piepenhein und Wottelbuck.

Pensionär H. Echterbruch, Northeim (Han.)

Anm. d. Red.: Wir haben über den diesem Leserbrief beigefügten Disput zwischen Piepenhein und Wottelbuck sehr gelacht. Wenn sich in einer der nächsten Ausgaben Piepenhein und Wottelbuck über ihre Redeweise unterhalten (was bereits geplant war), dann werden wir Teile aus der von unserem Leser geschriebenen Unterhaltung gern übernehmen.

Unser Wandertip

Seit längerer Zeit vermisse ich in der Werkzeitschrift leider die Rubrik „Unser Wandertip". Die bisherigen Folgen habe ich mir alle ausgeschnitten, um sie für Wiederholungen meiner Ausflüge bereitzuhalten. Ich möchte doch einmal anfragen, ob nicht bald wieder ein guter Wandervorschlag gebracht wird. Oder meinen Sie etwa, im Herbst und Winter könnte man nicht hinaus in die Natur? Es wäre bestimmt etwas Besonderes, wenn Sie jetzt einen Wandertip brächten, der ganz und gar auf den Winter zugeschnitten wäre. Also lassen Sie uns nicht zu lange warten.

P. N., Neu-Oberhausen

Mausefalle Klockes Brücke

Mit Ihrem Bericht über Klockes Brücke liegen Sie richtig. Ich habe schon oft beobachtet, wie die Menschen gerade hier mit Leben und Gesundheit spielen. Es steht fest, daß die Verhältnisse an dieser Stelle katastrophal sind. Aber mit einer Änderung ist deshalb über kurz oder lang nicht zu rechnen, weil die Brücke eines Tages, wenn die Bundesbahn ihre Strecke hier elektrisch ausbaut, gehoben werden muß. Bis dahin wird niemand Geld dafür opfern. Es bleibt also bis auf weiteres allein den Benutzern von Klockes Brücke überlassen, mit den Verhältnissen fertig zu werden und nach Möglichkeit keine Unfälle zu „bauen".

H. B., Hochöfen



Gute Einfälle spuken im Kopf eines jeden Mitarbeiters herum; es ist nur verschieden, was der einzelne damit anfängt. Dieser hat eine gute Idee und merkt es nicht einmal, ein anderer vergißt seine guten Einfälle im gleichen Augenblick wieder, und der nächste hat zwar die kostbaren Ideen, weiß aber nichts damit anzufangen. Das ist — grob umrissen — die Gruppe von Mitarbeitern, die kaum einmal einen Vorschlag einreicht. Es sei aber an dieser Stelle zum x-ten Male darauf hingewiesen, daß Verbesserungsvorschläge bares Geld bedeuten. Vielleicht ist das ein Ansporn, die guten Einfälle ein wenig sorgfältiger zu behandeln, damit sie Nutzen bringen können.

Wie aber kann man Ideen in Verbesserungsvorschläge verwandeln? Dafür gibt es keine bestimmte Methode. Einige Tausendsasas haben plötzlich fix und fertige Verbesserungsvorschläge im Kopf. Sie brauchen nicht mehr zu überlegen, sondern nehmen sich ein Blatt Papier, schreiben ihr Geistesprodukt nieder und können sich schon auf die Prämie freuen. Solche Glückskinder sind jedoch selten.

Die meisten Verbesserungsvorschläge sind Ergebnisse langer und reiflicher Überlegung. Jeder kann selbst solche Überlegungen anstellen, dazu sind keine Vorkenntnisse vonnöten. Gewöhnlich ist der Grundstein zu einer Idee die Feststellung, daß etwas zu umständlich, zu unsicher oder zu teuer vor sich geht. Wenn man das erkannt hat, beginnt das Nachdenken: Wie kann ich das einfacher, sicherer oder billiger machen?

Die meisten Verbesserungsvorschläge, die von den Mitarbeitern aus den Betrieben und Büros zur Bewertung eingereicht werden, entstehen auf diese Weise. Zuerst die Frage: Was ist nachteilig? Darauf lassen sich viele Antworten finden. Und dann die Frage: Wie mache ich das besser?

Genauso haben es wieder viele Kollegen gehalten, als sie dem Bewertungsausschuß ihre Verbesserungsvorschläge eingereicht haben. Insgesamt sind kürzlich 15 Verbesserungsvorschläge prämiiert worden, für die 1640,— DM zur Auszahlung kamen. Die Einsender sind:

ZUNÄCHST IN OBERHAUSEN:

Paul Doczick, Wärmeabteilung: Auffangschale für Askania-Linienschreiber;

Gerhard Elsner, Thomasstahlwerk: Beseitigung einer Unfallgefahr im Thomaswerk;

Kurt Görlich, Feineisenstraße: Verbesserung an Schlingentischen und Walzbalken der Feinstraße;

Engelbert Hennecke und Alfred Konrad, Wärmeabteilung: Verbesserung beim Einbau der Breitflämmer;

Helmut Landgraf und Friedrich Meier, Siemens-Martin-Stahlwerk: Zugabevorrichtung für Blei beim Vergießen von bleilegierten Stählen;

Wilhelm Marschan, Sozialbetriebe: Schleifvorrichtung für Zangenbolzen;

Heinrich Miss, Walzwerks-Zurichterei: Beseitigung einer Unfallgefahr am Kühlbett der Feinstraße;

Werner Niermann, Elektrischer Betrieb Hochöfen: Beseitigung einer Störmöglichkeit bei der Speisewasseraufbereitung/Dampfkraftwerk;

Matthias Peukert, Maschinen- und Reparaturbetrieb Blechwalzwerke: Verbesserung an einer Seilschleppanlage/Quartostraße und Verbesserung der Schrottrutsche/Quartostraße;

Heinrich Salentyn, Maschinen- und Reparaturbetrieb Blechwalzwerke: Verbesserung des Antriebs an den Sinterpumpen/Blechwalzwerk.

UND IN GELSENKIRCHEN:

Franz Kutzmutz, Elektro-Werkstatt: Rufanlage für Handwerker;

Heinz Budziak, Eisendrahtzug: Handschutz an Beiz- und Drahtwagen;

Manfred Robenek, Seilerei: Qualitätsverbesserung der Schweißstellen am verzinkten Draht.

Thyssen Krupp Corporate Archives

Auch der Arzt ist nur ein Mensch

Etwas über Behandlungsscheine, Arztwahl und Hausbesuche

Der Arzt hat eine große, verantwortungsvolle Aufgabe im Dienste der Volksgesundheit zu erfüllen. Der Kranke sollte ihm daher das Leben nicht unnötig schwer machen und nicht wegen jeder Geringfügigkeit seine kostbare Zeit in Anspruch nehmen.

Wenn der Versicherte aber schon gezwungen ist, den Arzt aufzusuchen, dann ist er auch verpflichtet, ihm den Behandlungsausweis oder Krankenschein zu übergeben.

Die Behandlungsscheine werden kostenlos am Schalter der Betriebskrankenkasse ausgestellt. Es ist aber unstatthaft, am Quartalsanfang Krankenscheine auf Vorrat zu fordern, da ein Schein schon zwei Wochen nach dem Ausstellungstag seine Gültigkeit verliert, sofern der Arzt in dieser Zeit nicht aufgesucht wurde.

Kann der Behandlungsschein nicht rechtzeitig erbracht werden, so muß er umgehend nachgereicht werden. Solange der Arzt nicht im Besitz eines gültigen Behandlungsausweises ist, ist er verpflichtet, den Versicherten als Privatpatienten zu behandeln. Das gilt insbesondere dann, wenn das Kassenmitglied innerhalb einer Frist von zehn Tagen den Schein nicht nachgereicht hat. Der Versicherte erhält dann eine Privatrechnung, deren Begleichung seine ureigenste Angelegenheit ist, da die Krankenkasse dann nicht mehr eintreten kann, da sie durch die Zahlung eines Pauschbetrages an die Kassenärztliche Vereinigung von ihrer Leistungspflicht gegenüber dem Kranken entbunden ist.

Muß man es nicht geradezu als eine Ungehörigkeit bezeichnen, wenn man den Arzt aufsucht, ohne ihm den Behandlungsschein auszuhändigen, der für ihn den Scheck darstellt, durch den er erst in die Lage versetzt wird, sein Honorar bei seiner Standesorganisation zu fordern?

Es sind nur einige wenige Versicherte unserer Oberhausener Betriebskrankenkasse, die sich hier durch eine Gleichgültigkeit auszeichnen, die so weit geht, daß sie auch auf mehrmalige schriftliche Anmahnung des Arztes nicht reagieren. Diesen Versicherten ist noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß ihre Handlungsweise zumindest so verwerflich ist wie die eines Zechprellers gegenüber einem Gastwirt.

Mögen die Säumigen daher diese Mahnung endlich beherzigen!

Der Versicherte hat die freie Wahl unter den Kassenärzten und Kassenzahnärzten. Er ist jedoch verpflichtet, entstehende Mehrkosten — wie Fahrtkosten — selbst zu tragen, wenn er ohne zwingenden Grund Kassenärzte in Anspruch nimmt, die ihre Praxisstelle außerhalb des Ortes oder Ortsteiles der Wohnung des Kranken haben.

Der Besuch des Arztes in der Wohnung des Kranken darf nicht gefordert werden, wenn der Zustand des Kranken das Aufsuchen des Arztes in dessen Wohnung erlaubt. Besuche, die noch am gleichen Tage ausgeführt werden sollen, sollten nach Möglichkeit in der Vormittagssprechstunde des Arztes bestellt werden.

Ein hiesiger Kassenarzt wurde in der Zeit von 22 Uhr bis 4 Uhr morgens nicht weniger als viermal aus dem Bett geholt, um Kranke zu besuchen. Sofern es sich um echte Notfälle handelt, ist dagegen nichts einzuwenden, denn das sind Pflichten, die sich aus seinem Arztberuf ergeben. Aber wie oft wird ein Arzt unnötig nachts geholt, ohne daß der Versicherte sich überlegt, daß auch der Arzt seine Nachtruhe dringend nötig hat oder daß in der Zeit, in der er den Arzt unnötigerweise zu sich ruft, gerade einem Schwerkranken die nötige Hilfe versagt bleiben muß.

Sofortige ärztliche Hilfe kann nur in Notfällen verlangt werden, und Nachtbesuche dürfen nur beansprucht werden, wenn Gefahr besteht.

Wie sieht es aber nun in der Praxis aus? Sehen wir uns nur zwei Fälle aus einer Vielzahl an!

Ein Versicherter, der abends lieber in der Kneipe sitzt als bei seiner Familie, kommt öfters angeheitert nach Hause. Um ihn aber früher zurückzuholen, wendet die Ehefrau eines Tages einen kleinen Trick an. Sie läßt ihm sagen, er möchte sofort nach Hause kommen, das jüngste Kind sei erkrankt. Der Unverbesserliche geht nicht etwa nach Hause, sondern ruft von der Wirtschaft aus direkt seinen Hausarzt an, um ihn zu seiner Wohnung zu bitten. Als der Arzt gegen Mitternacht dort eintrifft, ist die Ehefrau baß erstaunt. Sie kann sich aber bald den Zusammenhang erklären; es ist ihr jetzt sehr peinlich, dem Arzt mit einigen Entschuldigungen die Wahrheit zu sagen.

Ein anderer Arzt wird am späten Abend zu einer Frau gerufen, die über starke Leibschmerzen klagt. Als er gegen 23 Uhr eintrifft, sitzt die „Schwerkranke" zigarettenrauchend in der Küche und trinkt gerade „scharfe Sachen". Auf die Frage des Arztes, seit wann sie diese Schmerzen habe, antwortet sie: „Gleich zu Beginn der Kinovorstellung, die ich ab 20 Uhr besucht habe." Auf die begründete Gegenfrage, weshalb sie dann nicht schon kurz nach 20 Uhr angerufen habe, antwortet sie: „Ich saß im Kino so ungünstig in der Mitte der Reihe und wollte nicht hinausgehen, um meine Nachbarn nicht zu stören." So rücksichtsvoll scheint die Frau dem Arzt gegenüber allerdings nicht gewesen zu sein.

Die Krankenkasse aber muß in solchen Fällen eine Gebühr an den Arzt zahlen. Sie ist für einen Nachtbesuch doppelt so hoch wie die Gebühr für einen Besuch bei Tag. Bei einem sofort verlangten Nachtbesuch beträgt die Vergütung sogar die dreifache Gebühr eines Hausbesuches bei Tage bzw. sie ist sechsmal so hoch wie die Gebühr für die Beratung in der Sprechstunde des Arztes.

Die Betriebskrankenkasse wird in Zukunft aus diesen Fällen die Schlüsse ziehen und derartig unberechtigte Forderungen unserer Versicherten nicht mehr anerkennen, da man den pflichtbewußten Kassenmitgliedern nicht zumuten kann, die Mehrkosten für die Nachtbehandlung in ähnlich gelagerten Fällen zu tragen.

Wir betonen immer wieder, daß es nur ganz wenige sind, die die Krankenkasse unberechtigt in Anspruch nehmen, wie der einmalig günstige Krankenstand in Oberhausen beweist. Aber gerade diesen wenigen werden wir im Interesse unserer anständigen, ordnungsliebenden Kassenmitglieder in der Folgezeit unsere besondere Aufmerksamkeit widmen und uns den unnötig verursachten Schaden ersetzen lassen. **Vowinkel**

Der Scheck, das Geld des bargeldlosen Zahlungsverkehrs

Wer in jüngster Vergangenheit die Tagespresse eingehender studiert hat, dem wird aufgefallen sein, daß die bargeldlose Lohn- und Gehaltszahlung in zunehmendem Maße Gesprächsgegenstand geworden ist. Es wird erkennbar, daß sich immer weitere Kreise für diese Zahlungsform interessieren, wodurch die Wirtschaft, insbesondere die Sparkassen und das private Bankgewerbe vor völlig neue Aufgaben gestellt werden. Dieser Entwicklung wird auch heute bereits von den Geldinstituten große Beachtung geschenkt, und sie sind daher bemüht, durch Ausweitung des Zahlstellennetzes die erforderlichen Voraussetzungen für die Einrichtung von Konten für den Großteil aller Arbeiter und Angestellten zu schaffen.

In diesem Zusammenhang ist interessant zu erfahren, daß in der Bundesrepublik heute bereits zwei Millionen Gehaltskonten und 100000 Lohnkonten vorhanden sind und daß diese Zahl ständig wächst. Insgesamt 100 Firmen der verschiedensten Branchen und Industriezweige der Wirtschaft unseres Landes sind bereits in irgendeiner Form zur bargeldlosen Lohnzahlung übergegangen.

Die Erfahrungen werden allgemein als durchaus gut bezeichnet, wenn berücksichtigt wird, daß es sich immerhin erst um das Anfangsstadium einer Entwicklung handelt. Für die Übernahme größerer Bereiche der Wirtschaft in diese Zahlungsform müssen jedoch zunächst weitere Voraussetzungen geschaffen werden, die heute naturgemäß noch nicht erfüllt sind.

Eine dieser Voraussetzungen ist, daß sich aus der bargeldlosen Lohn- und Gehaltszahlung allmählich ein bargeldloser Zahlungsverkehr entwickelt, d. h. daß der Scheck die Funktion übernimmt, die ihm vom Gesetz und aus seiner Zweckbestimmung heraus zugedacht worden ist. Der ordnungsgemäß ausgefüllte und durch ein entsprechendes Guthaben gedeckte Scheck ist vor dem Gesetz ein vollgültiges Zahlungsmittel und steht dem Bargeld in keiner Weise nach. Daß er diese Rolle bei uns heute noch nicht übernommen hat, ist den verschiedensten Ursachen zuzuschreiben. Der wesentliche Grund dürfte darin liegen, daß die Mehrzahl der Arbeiter als auch der Angestellten den Scheck heute noch als ein Zahlungsmittel ansieht, das der Geschäftswelt und der Unternehmerschaft eigen und vorbehalten ist. Ein weiteres Hindernis ist die geringe Anerkennung, die der Scheck in den Geschäftsbeziehungen zwischen dem Handel und dem Endverbraucher genießt. Hierfür ist mitbestimmend die Überschätzung der an sich tatsächlich relativ geringen Zahl der Fälle mißbräuchlicher Benutzung des Schecks und die Unterbewertung der Möglichkeiten, die dem einlösenden Geschäftsmann gegeben sind, wenn tatsächlich ein ungedeckter oder nicht ganz gedeckter Scheck vorgelegt wird.

Aus diesem Grund ergibt sich immer häufiger die Forderung an den Gesetzgeber auf Änderung der Scheckbestimmungen bzw. Ergänzung und Verschärfung der bereits bestehenden gesetzlichen Strafbestimmungen für die mißbräuchliche Scheckbenutzung. Über das Ausmaß der allgemein als notwendige Voraussetzung geforderten Änderung der Strafbestimmungen bestehen unterschiedliche Auffassungen.

Der Scheckbetrug, d. h. die Zahlung mit einem nicht gedeckten Scheck sowie die wissentliche Weitergabe eines ungedeckten Schecks sind auch heute bereits strafbar. Die bestehende gesetzliche Regelung erscheint der Wirtschaft jedoch nicht ausreichend, um den Unsicherheitsfaktor zu beseitigen, den die Einreichung nicht gedeckter Schecks noch darstellt.

Daraus wird folgendes erkennbar: Zur Erreichung einer allgemeinen Anerkennung des Schecks ist erforderlich, daß sich jeder, der heute bereits mit dem Scheckverkehr zu tun hat, bemüht, seinen Teil zur Hebung des Ansehens des Schecks und damit zu seiner Verbreitung als vollgültiges Zahlungsmittel im praktischen Zahlungsverkehr beizutragen. Hierzu gehört vor allem das sorgfältige Ausfüllen, wie es im „echo der arbeit", Ausgabe 21/1958, bereits eingehend erläutert wurde, und die unbedingt erforderliche Deckung; auch hierüber ist im „echo der arbeit" (11/1959) bereits berichtet worden.

Sollte wider Erwarten einmal der Überblick über den Kontenstand verlorengegangen sein, kann jederzeit eine Abstimmung und damit Gewißheit über den Kontenstand bei der zuständigen Geschäftsstelle der Bank oder Sparkasse erreicht werden.

Besondere Beachtung muß weiterhin der Tatsache geschenkt werden, daß ein ausgestellter Scheck, ungeachtet seines Ausstellungsdatums, jederzeit bei Vorlage zahlbar ist. Die Vordatierung eines Schecks ist zwar nicht grundsätzlich verboten, birgt jedoch für den Aussteller eine erhebliche Gefahr. Mit der Vordatierung soll zweifellos erreicht werden, daß der Scheck erst zu dem Zeitpunkt der Bank bzw. Sparkasse vorgelegt wird, dessen Datum er trägt; vielleicht weil erst zu diesem Zeitpunkt das Konto die entsprechende Deckung bieten kann. Die tatsächliche Rechtslage setzt den Empfänger des Schecks jedoch in die Lage, sofort — ungeachtet des auf dem Scheck vermerkten Datums — von der Bank oder Sparkasse Zahlung zu verlangen.

Der Aussteller eines Schecks haftet, ungeachtet der evtl. anderweitigen Vereinbarungen, die er mit dem Scheckinhaber getroffen hat, sowohl diesem als auch der Bank oder der Sparkasse gegenüber für die jederzeitige Deckung des Schecks. Er tut deshalb gut daran, einen Scheck nur dann auszustellen, wenn dieser durch das entsprechende Guthaben gesichert ist, wodurch sich eine Vordatierung erübrigt.

thyssenkrupp Corporate Archives

OBERHAUSENER INSTITUT - eine Brücke zwischen der Welt der Arbeit und des Geistes

Über den sogenannten zweiten Bildungsweg und den damit geschaffenen neuen Zugang zum Hochschulstudium hat die Werkzeitung in den letzten Jahren mehrfach berichtet.

Hier sei noch einmal das Ziel des zweiten Bildungsweges aufgezeigt: Begabten jungen Menschen, die nicht die Chance gehabt haben, über den traditionellen, jetzt als ersten Bildungsweg bezeichneten Bildungsgang, also durch den Besuch eines Gymnasiums, das Reifezeugnis zu erlangen, soll durch eine Folge von Berufsabschlüssen bei gleichzeitiger Erweiterung ihres Bildungswissens die Möglichkeit gegeben werden, höhere Fachschulen oder Hochschulen zu besuchen. Der zweite Bildungsweg stellt sich — auf eine kurze Formel gebracht — auf die tatsächlichen Bedingungen der industriellen Arbeitswelt ein. Dr. Hans Dahmen, der Leiter des Staatlichen Instituts zur Erlangung der Hochschulreife in Oberhausen, sagte anläßlich der Abiturientenfeier am 13. Oktober 1959, daß „eine große Möglichkeit des zweiten Bildungsweges darin liegt, zwischen der Welt der Arbeit und des Geistes eine Brücke zu schlagen".

Es handelt sich bei der Gestaltung des zweiten Bildungsweges nicht nur darum, in besonders geschaffenen Bildungseinrichtungen das berufliche Wissen zu einer allgemeinen Einführung in die Denkformen und Forschungsmethoden der Geistes- und Naturwissenschaften zu erweitern, sondern zugleich in Anknüpfung an die Bildungswelt des Berufes zu neuen Formen sozialer Zusammenarbeit zu kommen. Darum ist die vorausgegangene Berufsbewährung ein unerläßlicher Bestandteil des zweiten Bildungsweges.

Ein hervorstechendes Merkmal des zweiten Bildungsweges ist, daß er bei fortschreitender Auslese ein deutliches Stufenschema zeigt, wovon jede Stufe in sich abschließt; von jeder Stufe aus kann man jederzeit mit einem überhöhten Wissen in das Berufs- und Wirtschaftsleben zurückkehren. In den einzelnen Abschnitten wird nach Prüfungen die entsprechende schulische Reife bestätigt, die damit gleichzeitig Aufschlüsse über eine bestimmte Lebensreife zu geben vermag.

Den bekanntesten Schultyp, der neu geschaffen wurde, stellt das bereits genannte „Staatliche Institut zur Erlangung der Hochschulreife" in Oberhausen — auch „Oberhausener Institut" genannt — dar. Es besteht inzwischen über fünf Jahre. Weitere Institute haben die Städte Essen und Köln im April 1959 eröffnet. Mit noch einem Bildungsinstitut in Düsseldorf, das jedoch ausschließlich der Handwerkerschaft zur Verfügung steht, ist das Land Nordrhein-Westfalen führend auf diesem Gebiet. Für die Einrichtungen in Essen, Köln und Düsseldorf war das Institut Oberhausen beispielgebend, das damit zum Markstein in der Entwicklung des zweiten Bildungsweges geworden ist. Die Aufnahmemöglichkeiten haben sich wesentlich erweitert zum Vorteil der vorwärtsstrebenden jungen Menschen. Allein in Oberhausen beziffert sich die Zahl der Aufnahmegesuche seit Gründung des Sonderinstituts auf mehrere Tausend.

Die Voraussetzungen für den Besuch eines dieser Institute sind

- 8 Jahre Volksschulbesuch,
- abgeschlossene Berufsausbildung,
- Erwerb der Fachschulreife an einer Berufsaufbauschule (organisatorisch den gewerblichen Berufsschulen angegliedert) entweder im 7semestrigen Abendlehrgang (neben der beruflichen Tätigkeit also) oder in einem einjährigen Kursus an einer Tagesschule. (In Duisburg und Essen befinden sich derartige Schulen.)
- An die Stelle der Fachschulreife kann auch das Zeugnis der Mittleren Reife einer Realschule oder höheren Schule treten.

Nach den Reifeprüfungen im Frühjahr und Herbst 1959 haben 57 Abiturienten das „Oberhausener Institut" verlassen; hierunter befanden sich drei ehemalige Belegschaftsmitglieder, die seit dem Frühjahr 1957 dort weilten und denen der Besuch durch Gewährung von Ausbildungsbeihilfen erleichtert wurde; es sind dies Bernhard Grundmann, der die Mittlere Reife hatte und anschließend als Industriekaufmann ausgebildet wurde; Helmut Wintges und Hans Hintzen, die ebenfalls die Mittlere Reife besaßen und eine Lehre als Maschinenschlosser absolviert hatten. Unsere drei Ehemaligen streben an, Diplom-Handelslehrer bzw. Gewerbelehrer zu werden. Inzwischen haben sie an der Universität Köln ihr erstes Semester hinter sich gebracht.

Besonders bemerkenswert ist, daß aus den Reihen der erwähnten 57 Abiturienten 25 einen pädagogischen Beruf ergreifen möchten. Der Verfasser hält diesen Gedanken für glücklich, weil die künftigen Lehrer das im Beruf und Studium erworbene Können und Wissen bei der Erziehung unserer Jugend lebens- und praxisnah vermitteln können. Außerdem wird dadurch dem immer noch empfindlichen Lehrermangel begegnet.

Der Verfasser hatte die drei ehemaligen Werksangehörigen gebeten, sich kritisch über den zweijährigen Besuch des Instituts zu äußern. Ihre Ausführungen spiegeln den großen Lebensernst und Leistungswillen, aber auch ein gerütteltes Maß an Opferbereitschaft wider, die unerläßlich sind, um sich den Weg zum Hochschulstudium zu ebnen. Aus einem der umfassenden Berichte sei wörtlich zitiert:

> „Auch am Oberhausener Institut bewahrheitet sich der Spruch: ‚Ohne Fleiß kein Preis'. Der Gedanke, ‚in geistvollem Geplauder', wie Dr. Hans Dahmen sich einmal ausdrückte, ‚den Weg zur Hochschulreife zu durcheilen', ist illusorisch; denn will man zu einem Urteil berechtigt sein, sind gewisse Kenntnisse unumgänglich. Dieses Wissen muß aber erst angeeignet werden. Man kann kein Latein erlernen, ohne Vokabeln zu pauken; man kann sich die Vorgänge in der Natur nicht klarmachen ohne eine genaue Untersuchung dieser Vorgänge durch Experimente. Die Erreichung des Zieles, das sich das Oberhausener Institut gesteckt hat, verlangt intensive Mitarbeit nicht nur im Unterricht."

Zwei weitere Belegschaftsmitglieder besuchen inzwischen Sonderinstitute.

Eine Förderung von Begabten setzt eine sachkundige Beratung der bildungsfähigen und vorwärtsstrebenden jungen Menschen voraus. In unserem Werk ist eine Aufklärung über die Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten jederzeit von der Abteilung Aus- und Fortbildung zu erhalten. Hiervon machen erfreulicherweise viele Werksangehörige gern Gebrauch.

Karl Senk

27 HOAG-Lehrlinge bei den Besten

„Gleiche Chancen für alle" lautete das Motto des 11. Berufswettkampfes der Deutschen Angestelltenjugend. Bemerkenswert an diesem Wettkampf war, daß gegenüber dem Vorjahr bewußt schwierigere Aufgaben gestellt worden sind, weil heute die Anforderungen, die von den Beschäftigten in der Wirtschaft erwartet werden, ständig steigen. Als Sieger gingen die Teilnehmer aus dem Wettkampf hervor, die Beste in der für sie zuständigen Leistungsklasse wurden oder aber 90 und mehr Punkte erreichen konnten. In einer Abschlußfeier im Werksgasthaus am 17. Dezember 1959 wurden 43 Sieger geehrt, darunter sind 27 kaufmännische Lehrlinge sowie eine Angestellte unseres Werkes. Damit stehen unsere Bürolehrlinge auch in diesem Jahr wieder an der Spitze des kaufmännischen Nachwuchses in Oberhausen. 15 der siegreichen HOAG-Lehrlinge konnten sich bereits im vorigen Jahr zu den Besten rechnen. Die höchste Punktzahl aller Teilnehmerinnen und Teilnehmer erreichte Margit Wolff mit 96½ Punkten. Margit Wolff, die im zweiten Ausbildungsjahr als Bürogehilfin steht, wurde Ortsbeste. — Zu ihren nennenswerten Erfolgen gratulieren wir allen unseren Lehrlingen herzlich.





Im 11. Berufswettkampf der Deutschen Angestelltenjugend erreichte Margit Wolff (zweites Ausbildungsjahr) 96½ Punkte und wurde damit beste Teilnehmerin in Oberhausen. Aus der Hand von Oberbürgermeisterin Luise Albertz nahm sie eine Urkunde sowie ein Buchgeschenk entgegen.

◀ Sieger in der Gruppe „Industrie" wurde Udo Kuhn (zweites Lehrjahr) mit 95¾ Punkten. Neben ihm sitzen (v. l. n. r.) Dieter Löhr (96 Punkte in der Gruppe „1. Lehrjahr"), Elke Malonek (96¼ Punkte in der Gruppe „Bürogehilfinnen"), Hildegunde Kaus (92½ Punkte in der Gruppe „Bürogehilfinnen"), Ursula Staude und Margit Wolff.

ThyssenKrupp Corporate Archives

HOAG-Chronik

WERK OBERHAUSEN

Geburten:

23. 10.:
Kurt Fengler, Tochter Petra; Herbert Pfitzner, Tochter Margit; Heinrich Schroer, Tochter Esther; Hans-Wilhelm Zirwes, Tochter Heike

24. 10.:
Horst Golland, Tochter Petra; Ernst Herbst, Tochter Angelika; Ernst Sagorski, Tochter Elisabeth; Friedhelm Schwenk, Sohn Harald

25. 10.:
Wilfried Prenzing, Sohn Dietmar

26. 10:
Rudi Thomalla, Tochter Claudia

27. 10.:
Edmund Broich, Sohn Jörg; Edmund Mroczak, Tochter Beatrix; Horst Paul, Sohn Detlef

28. 10.:
Ewald Löcker, Sohn Wolfgang; Edmund Ramlau, Sohn Birger

29. 10.:
Herward Speet, Tochter Martina; Klemens Wiemer, Tochter Barbara

1. 11.:
Paul Panke, Tochter Iris

2. 11.:
Otfried Löbbert, Tochter Annette; Eduard Tischler, Tochter Ingeborg

3. 11.:
Anton Leininger, Sohn Ulrich; Erhard Rolle, Sohn Dieter

4. 11.:
Hermann Rech, Sohn Helmut

5. 11.:
Werner Müller, Tochter Heike

6. 11.:
Paul Eiserlo, Sohn Ulrich; Hans-Georg Orzol, Sohn Hans-Georg

7. 11.:
Friedhelm Klose, Tochter Petra; Eduard Neumann, Sohn Alfred

9. 11.:
Walter Gemsa, Tochter Annette

10. 11.:
Theo Holzum, Sohn Bodo-Theo

11. 11.:
Ernst Mampe, Sohn Jürgen; Heinrich Morzonek, Sohn Thomas

12. 11.:
Gerhard Strauch, Tochter Elke

13. 11.:
Werner Röbschläger, Tochter Cornelia

14. 11.:
Franz-Josef Plicht, Sohn Gerhard; Werner Pollmann, Sohn Jörg

15. 11.:
Gerhard Schiel, Tochter Eva

16. 11.:
Hermann Freriks, Tochter Andrea; Alfred Hubert, Tochter Ilona

17. 11.:
Franz Jablonka, Tochter Barbara

18. 11.:
Hans Mertens, Sohn Wolfgang

19. 11.:
Josef Jacke, Tochter Annette; Klaus Schikor, Tochter Hildegard; Walter Strelzik, Sohn Holger; Heinrich Thier, Tochter Petra

21. 11.:
Horst Bender, Tochter Gloria; Horst Böhnke, Tochter Gabriele; Johannes Klein, Sohn Michael

22. 11.:
Karl-Heinz Feldkamp, Sohn Volker; Antonius Jäger, Tochter Martina

23. 11.:
Robert Kreiß, Tochter Birgit; Horst Stock, Tochter Andrea

24. 11.:
Wilhelm Krüger, Sohn Detlef

Eheschließungen:

6. 2.:
Heinrich Nellessen mit Rita Kalthoff

4. 6.:
H.-Dieter Brandenburg mit Johanna Alders

21. 8.:
Ernst Ptak mit Elfriede Scholten (2. Ehe)

25. 9.:
Günter Queissler mit Waltraut Baumgart

16. 10.:
Ferdinand Rudholzner mit Herta Marchewa; Willi Stross mit Hildegard Janßen

20. 10.:
Herbert Faets mit Waltraud Pautz

21. 10.:
Helmut Wagner mit Ursula Jägers

22. 10.:
Hans-Günter Berg mit Elke Magunia; Friedhelm Herbst mit Gertrud Skorzisko; Arno Kolodziej mit Maria Sengelhoff; Heinz Mahn mit Gerda Zimmermann; Hans-Jürgen Nienhaus mit Hannelore Schwarz; Gerhard Neumann mit Inge Stoffel; Kurt Weidig mit Agnes Stasik

23. 10.:
Friedrich Wildhagen mit Anni Wittkop verw. Bothmann

24. 10.:
Manfred Franz mit Auguste Jankowiak

31. 10.:
Josef Zens mit Renate Bandemer

5. 11.:
Artur Schulze mit Lieselotte Kortmann

13. 11.:
Manfred Hass mit Grete Uden; Franz Nowakowski mit Marga Paschenda; Manfred Nowak mit Helga Jakob; Johannes van Treeck mit Christine Caspari

15. 11.:
Heinz Kilbusch mit Marlies Hardering

17. 11.:
Aloys Fleischmann mit Johanna Grewe

19. 11.:
Werner Barzen mit Christel Bietau; Helmut Gewehr mit Edith Wagner; Ottomar Munsteiner mit Helga Hoffmann

21. 11.:
Walter Eykeln mit Edith Claus; Walter Gernoth mit Anneliese Thurau; Ludwig Heller mit Else Wittenberg; Lorenz Scheffer mit Marie Szymborski, verw. Hub; Friedhelm Schelkes mit Ursula Schlimm; Heinrich Siemensmeyer mit Christa Götz

26. 11.:
H.-Winfried Dauner mit Monika Gimpl; Heinrich Eul mit Christine Hessbrüggen

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

9. 11.:
Andreas Graf, Sohn Thomas

13. 11.:
Karl-Heinz Konopka, Sohn Karl-Rüdiger

14. 11.:
Erwin Fahl, Sohn Jörg; Johann Krischik, Sohn Fred-Georg

17. 11.:
Harrybald Ruttkowski, Tochter Martina

21. 11.:
Günter Langner, Sohn Ralf

23. 11.:
Friedhelm Blum, Sohn Jörg

28. 11.:
Bernhard Schut, Sohn Karl-Heinrich

Eheschließungen:

22. 10.:
Walter Rahn mit Sophie Zielinski

30. 10.:
Heinrich Lohöfener mit Hannelore Sternberg

26. 11.:
Werner Leukel mit Karin Schreiber

Jubilare im Monat Dezember

40jähriges Dienstjubiläum:

Wilhelm Giebat, Sozialbetriebe
Adolf Heßbrüggen, Sozialbetriebe
Peter Junk, Maschinenbetrieb Thomas-Stahlwerk
Friedrich Kolmsee, Blechwalzwerke
Paul Kugelmeier, Sozialbetriebe
Hermann Meyer, Eisenbahnwerkstätte
August Röddinger, Maschinenbetrieb

25jähriges Dienstjubiläum:

Heinrich Ader, Siemens-Martin-Stahlwerke
Hans Bach, Siemens-Martin-Stahlwerke
Josef Bauschen, Blechwalzwerke
David Brasas, Sozialbetriebe
Bruno Harke, Siemens-Martin-Stahlwerke
Josef Haselier, Blechwalzwerke
Georg Huck, Blechwalzwerke
Franz Klockenkämper, Blechwalzwerke
Josef Krengelzak, Blechwalzwerke
Friedrich Müther, Stahlwerke
Karl Rees, Blechwalzwerke
Heinrich Reinardy, Maschinenbetrieb
Hermann Schauland, Siemens-Martin-Stahlwerke
Johann Thomassen, Versuchsanstalt
Josef van de Ven, Blechwalzwerke
Heinrich Weyandt, Versuchsanstalt

Sie gingen von uns

26. 10.:
Friedrich Ellerbeck, Pensionär

2. 11.:
Heinrich Pauly, Pensionär

5. 11.:
Ferdinand Schenz, Pensionär

6. 11.:
Franz Pulger, Pensionär

8. 11.:
Georg Fasel, Pensionär

11. 11.:
Wilhelm Baxmann, Pensionär

12. 11.:
Siegfried Karrenbauer, Hafen Walsum

19. 11.:
Wilhelm Kok, Pensionär

20. 11.:
Wilhelm Uebber, Pensionär

21. 11.:
Ernst Sonnenberg, Pensionär

22. 11.:
Andreas Lowitz, Pensionär

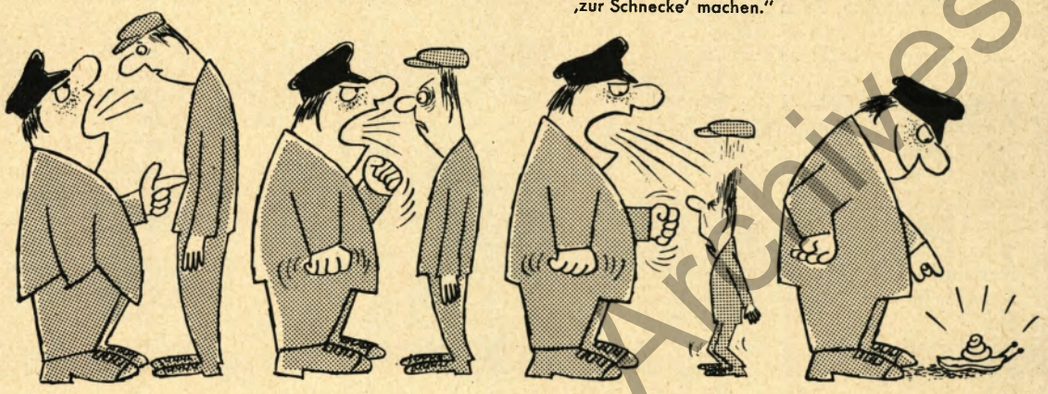
25. 11.:
Karl Tillmann, Pensionär

thyssenkrupp Corporate Archives

Gute Vorsätze für



„Was gesagt werden muß,
kann auch mit geringerer
Lautstärke gesagt werden,
warum immer gleich jemanden
‚zur Schnecke' machen."

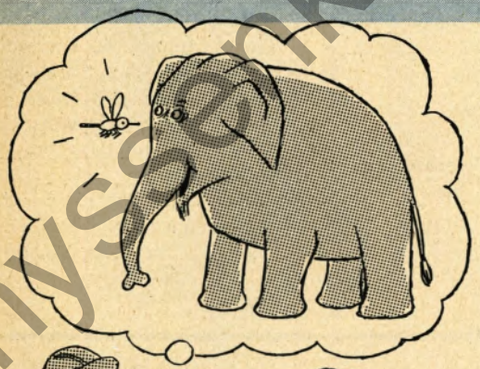




„Etwas auf die lange Bank schieben,
ne, das gibt's bei uns nicht mehr."



„Übrigens,
ich fahre nie mehr
ohne Sturzhelm!"





„Menschenskind,
Du wolltest doch
nicht mehr so
übertreiben."



Die falschverstandene Ermahnung
an den Stift.
„Der Meister hat gesagt,
ich müßte in diesem Jahr
geistig reger werden."

thyssenkrupp Corporate Archives